

stadt, mehr als Richard Wagner und Festspielhaus, mehr als markgräfliches Schloß, mehr als Fichtelgebirge, Fels und Sans-Pareil – es ist das alles zusammen. Eine Zusammenschau ist dieses Buch mit seinen feinen Aufnahmen und mit sorgfältig und wohlausgewählten Zitaten, z. B. aus Texten der Markgräfin Wilhelmine, der Herzogin von Württemberg, Nietzsches; ebenso trefflich die knappen, aber inhaltsreichen Bildunterschriften (dreisprachig). Herbert Barth ist ein guter Wurf gelungen, ein Treffer ins Schwarze, eine eindrucksvolle Visitenkarte einer fränkischen Stadt. -t

Kemmeter Ernst: Ein Gang durch die Geschichte der Stadt Kitzingen. Herausgegeben von Gerd Högner. Kitzingen: Bücherstube Högner 1968. 63 SS, brosch.

Verschen mit vier Zeichnungen im Text, einer Zeittafel und einem Bildteil mit 31 Abbildungen, legt der Kitzinger Stadtarchivar ein Werkchen vor, das gleichsam aus erster Hand geschrieben ist, besitzt doch Dr. Ernst Kemmeter schon von „amtswegen“ eine intime Quellenkenntnis, die auf Schritt und Tritt unter Beweis gestellt wird, von der Vorgeschichte bis zur Erwachsenenbildung in der Gegenwart. Zum Schluß setzt die Betrachtung „Die großen geschichtlichen Ereignisse und ihre Rückwirkung auf die Stadt“ noch einmal Schwerpunkte. Eine Bereicherung unseres landeskundlichen Schrifttums! -t

Beck Georg: Links und rechts der Romantischen Straße. Würzburger Umland – Südl. Steigerwald – Taubergrund – Rothenburg o. d. T. – Ansbacher Markgrafenland – Frankenhöf-Wörnitzgrund – Ries – Donaual zwischen Neuburg und Günzburg – Augsburg – Paartal – Lechfeld – Landsberg – Ostallgäu mit Wies. Offizieller Führer. Herold Führer durch Deutschland. Herold-Deutschland-Bibliothek Band 3. München: Herold-Verlag 1975. 425 SS, brosch. DM 24.80.

Im haltbaren Kunststoffumschlag, darauf als Motiv der Röderbogen in Rothenburg o. d. T., bietet sich die 3. neubearbeitete und verbesserte Auflage des Bandes 3 der Herold-Deutschland-Bibliothek im 25. Jahr des Bestehens der Romantischen Straße (1950 benannt) als willkommener Reisebegleiter dar. Die bewährte Einteilung wurde beibehalten: Allgemeiner Teil (die Tatsachen, „die Landschaft, Kultur, Kunst und den Menschen geformt und beeinflußt haben“), Hauptteil (Gebietsbeschreibungen), Literatur in Auswahl und Personen-, Sach- und Ortsregister. Fünf Gebietskarten erschließen den Text, den ein außerordentlich reicher Bildteil begleitet. Kleine schwarze Quadrate markieren die den Haupttroutenverlauf betreffenden Textstellen und unterscheiden damit deutlich Seitenwege und Absteher. Bildtafeln und Gebietskarten werden durch ein Verzeichnis aufgeschlüsselt. Verfasser hat die bekannte neuere Literatur herangezogen und schildert konzise, Wesentliches aussagend. Daß die Auswahl – z. B. beim Gang durch Würzburg – subjektiv sein muß (und keine modernen Stadteile, z. B. Heuchelhof, nennt), ist bei dem Ausmaß des Stoffgebietes nicht anders möglich; das mag auch das bemerkbare Schwergewicht der kirchlichen Kunst bedingen oder das Fehlen aller Hinweise auf die Gegenwart mit ihrer bedeutenden Industrie, etwa bei Augsburg. Insgesamt ist diese – laut Streifband – „Jubiläumsausgabe zum Europäischen Denkmalschutzjahr“, auch in der räumlichen Bindung Franken-Stamm-baiern, eine schöne Ergänzung der landeskundlichen Literatur. -t

Schweinfurt. St. Peter und Paul. Schnell und Steiner (München/Zürich) Kunstführer Nr. 1007 1. Aufl. 1975.

Richard Sefrin beschreibt hier, Idee und Gestalt nachvollziehend, ein sehr modernes Gotteshaus, damit den Zugang zu einem zeitgenössischen Bauwerk wesentlich erleichternd. -t

Vorträge im Frankenbund

3

Heimat- und Denkmalpflege im urbanisierten Dorf

VON ELISABETH ROTH

Die Proklamation des Europäischen Denkmalschutzjahres soll Veranlassung sein, auf den unmittelbaren Zusammenhang von Denkmal- und Heimatpflege hinzuweisen. Aktivitäten in Wort und Tat zur Bewahrung der Traditionsgüter, namentlich der sichtbaren, sind allenthalben zu registrieren. Mit beachtlicher und aner kennenswerter Vehemenz greift die Presse das Thema auf, geißelt die Bausünden der jüngsten Vergangenheit und honoriert die positiven Beispiele sachgerechter Pflege des Erhaltenswerten.

„Überraschend finden sich jahrelang ins Abseits des Folkloristischen gedrängte Berufe – des Heimatpflegers, Naturschützers, Denkmalpflegers, ja auch des Land- und Forstwarts – plötzlich an der Problemfront des Umweltschützes in neuer avantgardistischer Rolle.“¹⁾ Dieses „Rollenverständnis“ läßt jedoch keine Zeit zur Selbstzufriedenheit. Es heißt vielmehr in dieser Aktualisierungsphase aufzupassen, daß Heimat- und Denkmalpflege nicht zu schnelllebiger Mode, zum Schlagwort degradiert wird.

Bürgerinitiative trägt seit Jahren wesentlich zur Bewußtseinsbildung der Stadtbewohner bei. Die Identifikation mit unverwechselbaren Einzeldenkmälern oder Straßenzügen ist zweifellos für ihn leichter als für den auf dem Land Lebenden; bezeichnenderweise wurden auch nur Beispielsstädte durch das internationale Komitee des Europäischen Denkmalschutzjahres ausgewählt. In den Proklamationen freilich fehlt nicht der Hinweis, daß Städten und Dörfern die gleiche Gefahr der Uniformität und Geschichtslosigkeit droht.

Die unabweisbare Verbindung von Denkmal- und Heimatpflege gilt für jedes Gemeinwesen, ihre Wechselwirkung wird besonders deutlich an einer städtisch-ländlichen Zwischenform unserer Lebensgestaltung, den urbanisierten Gemeinden in der Nähe von Städten oder Ballungszentren. Für sie ist Harmonisierung des Überkommenen mit dem Neuwerdenden eine ebenso drängende wie schwierige Aufgabe, um die Erhaltung der alten und die Gewinnung einer neuen Heimat zu gewährleisten. Aus der gestärkten oder geschaffenen Bindung erst erwächst die Motivation zur Denkmalpflege, auch im urbanisierten Dorf. Zu dessen Son-

derstellung sollen ein paar Gedanken geäußert werden.

I.

Neben Stadt und Land entstehen, verstärkt in den letzten 20 Jahren, immer mehr Mischformen: Stadtrand-siedlungen mit ländlichem Charakter und Dörfer mit städtischem Habitus. Diese noch selbständigen Orte nennen wir urbanisierte Dörfer, da der deutschen Bezeichnung „Verstädterung“ eine abwertende Bedeutung immanent ist.

Worin unterscheidet sich eine Stadtrand-siedlung von einer stadtnahen Gemeinde? Außerlich kaum: Die Straßen sind beleuchtet, haben Gehsteige, die Kanalisation ist durchgeführt, die Müllabfuhr kommt, Busse sorgen für rasche Verbindung. Öffentliche Kinderspiel- und Bolzplätze stehen zur Verfügung, Grünanlagen mit Brunnen und Bänken bieten Ruhe- und Verweilzonen.

Kennzeichen auf dem Weg zur Urbanisierung ist die Steigerung der Wohnkultur, Raumzahl und -größe nehmen zu. Sanitäre Einrichtungen sind selbstverständlich. Das Wohnzimmer blieb nicht mehr die gute Stube der Repräsentation an Feiertagen und für hohen Besuch. Wohlstandsstreben und mangelnde Beziehung zum mobilen Besitz drängen nach Neuerungen, nach Anpassung an städtische Ausstattung oder was dafür zu gelten scheint.

Die Physiognomie der früheren Anwesen hat sich entscheidend gewandelt: Holzlege, Viehstall, Waschküche verschwanden oder wurden „umfunktionierte“ zu Garagen und Abstellräumen für Gartengeräte. Die Höfe bilden Oasen der Ruhe mit Bänken und reichem Blumenschmuck. Dörflicher Konvention ist es zu danken, daß unsere urbanisierten Orte oft sauberer sind als die Straßen mancher Städte, weil der einzelne sich für sein Anwesen persönlich verantwortlich fühlt; in der Stadt hat er für die Straßenreinigung bezahlt, sich also von dieser Pflicht loskaufen können. Wer an Samstagen durch unsere großen oder kleinen Dörfer kommt, sieht, wie Kinder oder Erwachsene Gehsteige und gelegentlich auch die Fahrbahn kehren. Wir konstatieren vorläufig: Urbanisierte Dörfer unterscheiden sich äußerlich

kaum mehr von manchen Stadtvierteln.

Der Unterschied zwischen städtischen und ländlichen Denk- und Verhaltensweisen soll nur kurz angedeutet werden. In „urbs“ und „hortus“ leben Idealvorstellungen weiter. Den paradiesischen Zustand siedelte die Menschenphantasie in einem Garten an, d. h. in einem schon kultivierten Landgebiet; in der biblischen Metapher von der „Stadt auf dem Berge“ gilt diese schon früh als Hochziel. Stadt – das bedeutete in der Vergangenheit Geborgenheit, Freiheit, Selbständigkeit, breiteres Berufsangebot, soziale Aufstiegschancen, höheres Sozialprestige, rascheres Teilhaben am Fortschritt, um einige allgemeine Züge der Urbanität zu nennen. Gleichzeitig ist festzustellen, daß diese positiven Kennzeichen weitgehend auch für das urbanisierte Dorf in verkehrsgünstiger Lage gelten.

Der Sozialpsychologe Alexander Mitscherlich nennt die Stadt den „Ort der Sicherheit, der Produktion, Befriedigung vieler Grundbedürfnisse, einen Nährboden menschlicher Bewußtseinsbildung“. Als Wesensmerkmale des Negativbildes konstatiert er: „Lieblosigkeit und Fremdheit“, „Ein Haufen Fremder gräbt sich in den Wohnungen ein“, Er klagt über „die Größenordnung moderner Städte, die die Züge des Individuums auslöscht“.²

Der Nürnberger Soziologe Gerhard Wurzbacher fragt: Wie human sind unsere Städte? Er sieht den Vorgang und den Begriff „Urbanisierung“ ambivalent. Als ein Beispiel dieser Doppelwertigkeit führt er an: „Trennung von Arbeitsplatz und Familienhaushalt läßt die moderne Kleinfamilie als private Intimgruppe und als Hauptträger individueller Freizeitgestaltung entstehen.“ Dieser Rückzug auf die private Sphäre bewirke andererseits mangelnde Verantwortung für die Gemeinschaft, das Engagement fehle, aus der Vereinzelung könne Verunsicherung und Einsamkeit erwachsen.³

Im Dorf waren die Beziehungen überschaubar, gleiche, ähnliche oder gar gemeinsame Tätigkeiten boten mehr Stoff zur „Ansprache“ und zwar bei der Arbeit und am Feierabend. Die Mitte war der Dorfplatz mit der Kirche, der Schule, dem Gasthaus. Arbeiten und Wohnen gehörten zusammen. Jeder kannte jeden, konnte ihn kontrollieren und – ihn helfen. Bekanntheit gehört zum dörflichen Leben. Daher die oft klagende Feststellung in den immer größer werdenden Orten: Man kennt die Leute nicht mehr, nicht die Kinder, die zur Kommunion, zur Konfirmation gehen. Das ist deswegen wichtig, weil die Sitte des Schenkens in der ländlichen Gemeinschaft noch gepflegt wird. Die urbanisierten Orte bewahren sich weitgehend Äußerungen dörflicher Nachbarschaft durch Teilnahme an den Zäsuren des Daseins wie Geburt, Hochzeit und Tod. Die Alten gehören noch weitgehend zur Familie, „es gehört sich“, die Sitte fordert die häusliche Gemeinschaft. Für Bewohner neuer Siedlungen ist dieses Grundverhalten nicht so selbstverständlich wie für Einheimische. Doch müssen mit den Zeichen nachbarschaftlicher Verbundenheit nur einige den Anfang wagen, dann wirken sie wie echte Nächstenliebe ansteckend. Auffallend ist das Dazugehörenwollen bei den Akademikern und Künstlern, die aufs Land ins neue Siedlungsgebiet ziehen.

In manchem Freizeitverhalten unterscheiden sich die Bewohner der Städte von denen der urbanisierten Dörfer. Städtische Gewohnheit zeigt sich etwa beim Schaufensterbummel, jüngst als eine der beliebtesten Freizeitbeschäfti-

gungen erkundet, beim Spaziergehen im Park auch an Werktagen, beim Besuch eines Cafés oder einer Weinstuben während des Tages; der Gang über den Wochenmarkt ist vielen freudiges Bedürfnis. Wer auf dem Lande, auch in einem nicht mehr agrarisch bestimmten Ort, aufwuchs, dem werden auch als Stadtbewohner diese Gewohnheiten nicht zur Selbstverständlichkeit, während sie andererseits der wirkliche Städter auf dem Lande sehr vermißt. Selbst in den urbanisierten Orten können diese Bedürfnisse nicht befriedigt werden.

Im allgemeinen gilt jedoch: Das uralte Kulturgefälle Stadt – Land wird in urbanisierten Dorf ausgeglichen. Die Gegensätze werden immer mehr aufgehoben, Kontrasterlebnisse zwischen Dorf und Stadt seltener. Eine Gesellschaft wächst heran, die Integration ermöglicht, rascher als in der Stadt, jedoch nicht penetrant Eingliederung fordert wie das Dorf.

II.

Die allgemeinen Feststellungen seien an einigen fränkischen Beispielen verdeutlicht.

Der Urbanisierungsprozeß der Randgemeinden von Industriestädten verlief keineswegs überall gleich. Das Bauerndorf Hösbach (Landkreis Aschaffenburg), gegründet im 12. Jahrhundert, zählte 1785, vor dem Ende des Alten Reiches rund 600 Seelen, verdoppelte sich nach 45 Jahren, wuchs bis 1900 auf 2 300 Personen an. Der wirtschaftliche Aufstieg der Gründerjahre, die neuen Fabriken in Aschaffenburg brachten Zuzug in die Gemeinde. 428 Arbeiter und Arbeiterinnen gingen (im ursprünglichen Wortsinn) zumeist in die Papierfabriken der 5 km entfernten Stadt, 68 fanden Beschäftigung im Ort selbst, vornehmlich in den Ziegeleien. Die Wandlung zum Arbeiterdorf mit ländlicher Grundstruktur vollzog sich bereits während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, 1960 war die Bevölkerung auf 5 700 angestiegen.

In den vergangenen 20 Jahren gewann der Ort immer stärker die Züge einer Stadtrandgemeinde. Das zeigt sich im neu erschlossenen Siedlungsland, in großzügigerem Wohnungsbau, im Aufblühen des ortsansässigen Gewerbes, in der Ansiedlung neuer Industrie, in Geschäften für den höheren Bedarf wie Blumenläden, Radio- und Fernsehgeräte, Juwelier, Antiquitäten. Arztpraxis und Apotheke bestehen seit Jahrzehnten. Hösbach war ein sog. Arbeiterdorf in den 20er und 30er Jahren unseres Jahrhunderts, der Ortsteil Hösbach-Bahnhof ein Industrieviertel. Die meisten Arbeiter des Dorfes besaßen noch einen Acker oder Garten oder hatten zumindest ein Erbrecht darauf. Bemerkenswert ist die Einstellung zum Hausbesitz in einem äußerlich und strukturell völlig verstärktem Ort, in dem es keinen einzigen Voll-Landwirtschaftsbetrieb mehr gibt. Ist ein Ehepaar mehr als 10 Jahre verheiratet und wohnt noch zur Miete, dann wird das kopfschüttelnd kritisiert: 10 Jahre verheiratet und haben's noch zu keinem Häuschen gebracht. Das müssen Verschwender sein, man spart für sein Haus, zumal die Eingessenen oft über Bauland verfügen.

Die Gebietsreform 1972 ließ Hösbach zur Großgemeinde von rund 7 000 auf 8 500 Einwohner anwachsen. Die bereits eingeleitete Entwicklung zum zentralen Ort zeigt sich im Sitz der Verbandsschule, der Sonderschule des Landkreises, der im Bau befindlichen Realschule und des in der

Planung fertigen Gymnasiums.

Zusammenfassend läßt sich festhalten: Hösbachs Entwicklung von urbanisierten Dorf vollzog sich nicht sprunghaft, vielmehr kontinuierlich, meist als Spiegelbild der allgemeinen sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Tendenzen: Bauerndorf, Arbeiterdorf mit ländlicher Grundstruktur und gesundem gewerblichen Mittelstand, heute eine stadthähnliche Wohn- und Industriegemeinde. Von landwirtschaftlicher Arbeit allein lebt kein Bewohner mehr.

Ein zweites Beispiel: Im Landkreis Schweinfurt nimmt der Anteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung immer mehr ab, trotz ertragreicher Böden. Durch lebhaftere Bautätigkeit erreichten Orte wie Oberwern oder Schonungen seit dem 2. Weltkrieg eine Verdoppelung der Häuser. Dr. Saffert nannte Dittelbrunn eine der sog. „Wohn- und Schlafgemeinden“, drei Viertel aller Erwerbstätigen arbeiten in Schweinfurt, 1939 waren es etwas mehr als die Hälfte. Immerhin gab es 1972 noch 12 Vollbauern, heute 10. Wie überall registrieren wir ein langsames Wachstum der Wohnbevölkerung durch die Jahrhunderte. 1861 gab es in Dittelbrunn 166 Einwohner, zur Jahrhundertwende 201, 1962: 1 456, in 2 Jahren von 1972 bis 1974 nahm es um 250 Einwohner zu. Heute sind 90 % der Berufstätigen Auspendler.

Die Gemeinde ist in das Liniennetz der Stadtomnibusse einbezogen, die Abwasserbeseitigung wurde gemeinsam mit der nahen Stadt gelöst. Die neuen Wohngebiete wuchsen mit Schweinfurt zusammen. In den 20er Jahren war Dittelbrunn noch Ausflugsort der Schweinfurter, die Stadt-Land-Polarität noch vollständig erhalten. Als größter Ort der Schweinfurter Rhön erhielt es durch den Sitz der Verbandschule zentrale Funktion, die eine Apotheke und ein Edeka-Markt vervollständigen.

Als drittes Beispiel diene die Veränderung der Gemeinden im Knoblauchtland um Nürnberg. Bis vor 10 Jahren bestimmten die charakteristischen Bauernhäuser mit tief herabreichenden Dächern und volutenverzerrten Giebeln das Bild der Dörfer. Der Unterschied zwischen beherrschender Siedlungsweise und der sich wandelnden Welt in der nahen Großstadt mit ihrem modernen Wiederaufbau war noch in den 60er Jahren besonders einprägsam. Die neue Entwicklung mit Rückgang der Landwirtschaft (auch auf fruchtbaren Böden) und dem Bau neuzzeitlicher Siedlungen mit Eigenheimen und Punkthäusern veränderte in einem Jahrzehnt die jahrhundertalte bäuerliche Grundstruktur; aus Bauerndörfern wurden Wohn- und teilweise Gewerbesiedlungen. Auffallend ist jedoch die Bewahrung und Pflege des Dorfkernes, wie etwa in Kraftshof.

Über „Neue Siedlungsstrukturen im Großstadt-Umland“, bezogen auf die Doppelstädte Nürnberg-Fürth, legte Hartmut Beck 1972 eine Untersuchung vor. Er unterscheidet drei Arten von Neusiedlungen:

1. Orte mit ländlichem Gepräge, erhaltenem Dorfkern, neuer Randbebauung, kleinem Wohngebiet.
2. Zwischenform: Verdichtung der vorhandenen Bebauung durch Aufstockung und Ausbau älterer Häuser, neue Mehrfamilienhäuser oder Punkthäuser. Moderne Läden im Ortskern verändern den Grundcharakter.
3. Städtisches Gepräge: dichte, hohe Bebauung, Mehrfamilien- und Punkthäuser, Randsiedlungen, Eigentumswohnungen.

Von den insgesamt 35 neuen Siedlungen, die Hartmut Beck in seine Studie einbezog, dienen 22 vorwiegend dem Wohnen. Der individuelle Wunsch nach Eigentum wurde nur selten individuell erfüllt, allzu häufig in uniformer, ein-töniger Gestalt verwirklicht.

III.

Was kann nun die Denkmalpflege in den urbanisierten Orten leisten?

Der Bund Deutscher Architekten konstatierte im Februar 1974 in einem Manifest: „Täglich wird unsere gebaute Umwelt häßlicher, trostloser, deprimierender. Täglich wächst das Unbehagen an monotonen Baukomplexen und Fassaden, an unpersönlichen Straßen, an gesichtslosen Städten.“ „Die wachsende Häßlichkeit unserer Städte“ war Thema eines Kongresses in Göttingen im Frühsommer des vergangenen Jahres. Beklagt wurde die „Zersiedlung, das Wuchern von Geschäftsbauten, die Langeweile öder Fassaden, das Überfluten durch Autoverkehr“.

Von gleichen Gefahren sind die Dörfer, insonderheit die Randgemeinden großer Städte bedroht. Der jahrhundertalte Kontrast Stadt-Land verführte die Dörfer schon immer, städtisches Leben und Gestalten nachzuahmen, im Positiven wie im Negativen. Man müßte also das Manifest der Architekten ergänzen: Täglich verlieren unsere urbanisierten Dörfer ihre Eigenart in der Kernsubstanz. Diese gilt es zu erhalten. Es wäre unverantwortbar, wenn in falsch verstandenem Streben nach Urbanität die letzten Reste der bäuerlichen Herkunft vernichtet würden. Große Städte bewahren sich die Zeugen ihrer Tradition; die Dorfkirche von Berlin-Dahlem ist dafür ebenso ein Beispiel wie Neu-Perlach. Münchens große Trabantenstadt. Der Oberbürgermeister, der selbst dort wohnt, betonte vor einem Jahr, daß es gelingen müsse, „überkommene Werte zu integrieren“ – und meint damit „vor allem den alten Dorfkern Perlach“, der neben den neuen Akzenten sichtbar bleiben soll. „Dorfschönheit neben der Retortenstadt“ überschrieb die Süddeutsche Zeitung am 7. 2. 1975 einen Artikel über die Bestrebungen, eben diesen Dorfkern der Münchner Entlassungsstadt Perlach zu erhalten. Bewahren der Identität, der Unverwechselbarkeit etwa des Dorfgängers fordern Architekten und Denkmalpfleger als Gegensatz und „ideale Ergänzung der neuen Bauquartiere“.

Was aber für die Stadt als wichtig erkannt wurde, muß auch für das Dorf gelten. Dessen Besonderheiten verdienen gleiche Respektierung, seine Eigenheit darf in Ballungsräumen nicht weggewischt werden. Auch ein Vorort von Industriezentren muß auf Bewahrung seines eigenen Kerns bedacht bleiben und nicht in falschem Minderwertigkeitsgefühl städtischer werden wollen als die Stadt. Das gilt für Siedlung und Bauweise wie für Sprache und Lebensgewohnheiten.

„Bauen im ländlichen Raum“ war das Thema einer Informationstagung der Bayerischen Architektenkammer am 23. 4. 1975 in Bamberg. Der Vorsitzende, Ernst Maria Lang, wies auf die gegenwärtig einschneidende Zäsur hin, die auf den Nenner gebracht werden kann: Weg von der großen Zahl, zurück zur Qualität. Helmut Gebhard, Inhaber des Lehrstuhls für ländliches Bauen an der Technischen Universität München, hielt den einleitenden Vortrag: Bauen im ländlichen Raum. Bei Neubauten kritisierte er vor allem die Verwendung von zu verschiedenartigen Materialien oder die „undisziplinierten Öffnungen“ der

charakteristische Bauten, besonders einprägsame Naturgegebenheiten. Im Ausdruck Bekanntheitsgefühl erfassen wir die Doppelbedeutung von kognitiver und affektiver Zuwendung zur Umwelt, zu den Menschen und zu den Objekten, zu materiellen und immateriellen Werten. Solche geistig-seelischen Bekanntheitsgefühle in Handeln für die Heimat überzuführen obliegt allen Verantwortlichen. Erinnerungen zu schaffen durch festliche Ausgestaltungen von Ereignissen im Leben des einzelnen im Dasein von Gemeinschaften, Erhalten oder Initiieren von Bräuchen, sind Aufgaben der Familien, Bildungsinstitutionen, der Kirchen und der Vereine.

Verantwortungsvolle Heimatpflege dient dem Menschen, seiner materiellen und geistig-seelischen Existenz. Das Wort pflegen hat hier seine Grundbedeutung noch bewahrt: sich einer Sache, einer Person, der Verwirklichung eines Gedankens annehmen. Dies kann nur in Zusammenarbeit geleistet und nicht allein dem Staat überlassen werden. Daher können die Verdienste der Vereine für die Sozialisation im städtischen und ländlichen Bereich nicht hoch genug bewertet werden, zumal sie die ständischen und bildungsmäßigen Schranken glücklicherweise negieren. Aktivitäten im Vereinsleben, soziale Kontakte, in der Jugend geknüpft, reifen zu mitmenschlicher Verantwortung und bewahren oft im Alter vor totaler Vereinsamung.

Heimatpflege muß jedoch im urbanisierten Dorf nicht untrennbar mit dem Problem der Integration verbunden sein. Wer seine private Sphäre abschirmen möchte, kann sich dennoch für die Geschichte, für Denkmalpflege und gegenwärtige Probleme der Gemeinde interessieren. Das Kommunikationsbedürfnis der Menschen ist unterschiedlich, es soll weder negiert noch gefordert werden, Vorhandenes bedarf jedoch der Förderung.

Den Vereinigungen zur Heimatpflege obliegen hier aktuelle und zeitlos gültige Aufgaben: In Bürgerversammlungen oder eigenen „Heimatabend“ wäre der Ort zu charakterisieren, seine eigene Geschichte darzustellen, sein Liedgut zu verbreiten, auf autochthone Eigenheiten ebenso zu verweisen wie auf den eventuellen typischen Wortschatz oder die Lautung der Neubürger. Zur Heimatpflege im sprachlichen Bereich gehört die Benennung von Straßen und Plätzen nach Flurnamen oder nach Persönlichkeiten, die sich Verdienste um den Ort erworben – und – die Erklärung der Namen, wie es z. B. vorbildlich in Schweinfurt oder Windsheim geschieht. Da wir schon seit Wilhelm von Humboldt wissen, daß unsere wahre Heimat die Sprache ist, sollten wir uns ihrer auch in der regionalen Färbung bedienen und Kindern die sprachliche Akklimation nicht verwehren. Die alten Klagen: „der Dialekt stirbt aus“ sind nur teilweise berechtigt. Selbstverständlich verschwinden mit den Sachen viele Wörter, die Lautung bleibt weitgehend erhalten.

Seitdem der Begriff Heimat durch die Soziologie und Verhaltensforschung als „Territorialität“ neu entdeckt wurde, ist die Reflexion darüber auch wissenschaftlich neu belebt worden. Der Sozialpsychologe Alexander Mitscherlich weist in dem Abschnitt über Heimat in seinen „Thesen zur Stadt der Zukunft“ von 1971 auf die Heimat als „eine biologische Urgegebenheit“ hin, die auf die Tatsache zurückgehe, „daß jedes Lebewesen ein bestimmtes Territorium für seine Entwicklung braucht“, „Zur Heimat werden die Orte in der Welt, in denen das Risiko der Erkundung ... sich mit

dem Erlebnis der Sicherheit verbunden hat“. „Zonen der Geborgenheit und solche abenteuerlicher Fremdheit müssen erreichbar sein.“⁴

Das urbane Dorf in günstiger Verkehrslage gewährt Freiheit – größere als das Bauerndorf –, ermöglicht Bindung – leichter als die Großstadt. Wenn wir auf bewußte, die Tradition beachtende Gestaltung hinwirken, verstärkt der Einheimische seine Bindung und Neubürger finden Heimat im urbanisierten Dorf. Auch für dieses muß das Motto des europäischen Denkmalschutzjahres gelten: Eine Zukunft für unsere Vergangenheit!

Literaturverzeichnis in Auswahl

- Bausinger – Braun – Schwedt
Neue Siedlungen, 2. Auflage Stuttgart 1963
- Beck, Hartmut
Neue Siedlungsstrukturen im Großstadt-Umland, aufgezeigt am Beispiel von Nürnberg-Fürth, Nürnberg 1972
- Brepohl, Wilhelm
Industrievolk im Wandel von der agraren zur industriellen Daseinsform dargestellt am Ruhrgebiet, Tübingen 1957
- Gerling, Walter
Probleme der Allgemeinen und Regionalen Geographie, Würzburg 1973. Darin IV. Die Verstädterung. Anmerkungen zu einem kulturgeographischen Problem S. 79–107
- Der Landkreis Schweinfurt
Bd. I, Herausgegeben vom Landkreis 1969
- Maier, Hans
Kunst und Zeit, in: Internationale Katholische Zeitschrift, Jg. 3/1974, S. 532–543
- Maier, Hans
Bayerische Denkmalpflege im Europäischen Denkmalschutzjahr 1975. Rede des Bayerischen Staatsministers für Unterricht und Kultus, Prof. Dr. Hans Maier, Präsident des Deutschen Nationalkomitees für das Europäische Denkmalschutzjahr bei der Arbeitstagung der Bayer. Heimatpfleger am 27. 7. 1974 in Bad Neustadt/Saale, in: *Schönere Heimat* Heft 4 1974, S. 593–598
- Maier, Hans
Damit unsere historischen Städte keine Museen werden, Schulreport 1974, Heft 6, S. 16/17
- Maier, Hans
Das Europäische Denkmalschutzjahr hat begonnen. Ansprache bei der Auftaktkundgebung des Europäischen Denkmalschutzjahres 1975 am 20. Januar 1975 in Bonn, in: *Schönere Heimat*, Heft 1 1975, S. 3–7
- Mitscherlich, Alexander
Thesen zur Stadt der Zukunft
suhrkamp taschenbuch 10, Frankfurt am Main 1971

Fenster und Türen. Die Dorfsanierung wurde als „amtliche Zerstörung“ apostrophiert. Für den Volkskundler war der Vortrag u. a. deshalb so aufschlußreich, weil die seit Jahrzehnten bewährte Hausforschung wieder an Aktualität gewinnt und Orientierungshilfe beim Bauen bieten soll. Die typischen und sehr differenzierten Hauslandschaften Bayerns, die teilweise zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstanden,



Erhaltung und Pflege der ursprünglichen Bausubstanz in der Hauptstraße von Hösbach

den, sich also auch historisch entwickelten, wurden als anregende Beispiele vorgestellt.

Nach der Phase der Abstinenz vom Historischen allgemein beginnt, wie in manchen Bereichen, auch im ländlichen Bauen eine Rückbesinnung auf die Tradition mit ihrer Vieltätigkeit in den einzelnen Landschaften. Immer mehr Bewohner entscheiden sich unter Opfern an Zeit und Geld für die Bewahrung und Gestaltung ihres Besitztums, zur eigenen Freude und zur Genugtuung derer, die seit Jahrzehnten um Verständnis für Traditionspflege warben. Vorbildhaft schützen einige ihr historisch wertvolles Gebäude, geben Beispiel für die Maxime des Artikels 14 des Grundgesetzes: „Eigentum verpflichtet“. Solche Taten sollten öffentlich honoriert werden, wie dies etwa die Bamberger Presse tut, indem sie restaurierte Bürgerhäuser publiziert und kurz charakterisiert.⁴ Es genügt nicht, daß Denkmalpfleger Forderungen stellen. „Die Bürger selbst müssen das Leben mit der Vergangenheit akzeptieren“, wie es Kultusminister Hans Maier bei der Eröffnung des Denkmalschutzjahres im Januar in Bonn sagte und die Bedenken nicht verschwiegen: „Doch gerade hierin liegen die Schwierigkeiten, denn das Interesse an der Erhaltung der Baudenkmäler steht häufig in Widerspruch mit Forderungen des Verkehrs und der Wirtschaft, mit Wünschen nach bequemen und zeitge-

rechtem Wohnen, mit der Phantasielosigkeit manches Architekten, der Bequemlichkeit mancher Politiker, mit Vorstellungen über eine optimale Aus- und Unterscheidung von Grundstücken und der Gleichgültigkeit eines erheblichen Teils der Bevölkerung.“⁵

Eine einschneidende Wende und Hilfe bedeutete der Erlaß des Bayerischen Denkmalschutzgesetzes vom 25.6.1973. Dessen Artikel nennt bei der Begriffsbestimmung Denkmal diejenigen Sachen, deren Erhaltung aus geschichtlichem, künstlerischem, städtebaulichem, wissenschaftlichem oder volkskundlichem Interesse um der Allgemeinheit willen geboten ist. Es ist wichtig, daß dabei Zeugnisse der Hoch- und Volkskultur genannt werden. Denn historisch bedeutsam sind auch, und dies gilt es besonders bewußt zu machen, die Zeugnisse der Vergangenheit unserer Arbeitswelt, auch unseres einfachen Lebens. Ein Bauernhaus mit Beibauten, ein Schmiede, eine Mühle kann es sein. Wenn jedoch nicht mehr mit Holz geheizt wird, braucht man keine Holzlege, wenn keine Schweine gefüttert werden, keinen Stall. Backöfen und Brunnen, Bräuhäuser oder Mühlen verschwinden, die sie in der veränderten Wirtschaftsform keine Funktion mehr haben.

Bei Erhaltung von Repräsentativbauten wie Schlössern oder Patrizierhäusern fragen wir nach der möglichen Nutzung; folglich gilt dies auch für charakteristische Gebäude im ländlichen Raum. Die rechte Funktion entscheidet oftmals bei der Erhaltung oder Revitalisierung. Und auch bei Funktionswandel gilt es, die ursprünglichen Proportionen zu wahren. Manche Hauseigentümer entwickelten dafür einen ausgeprägten Sinn, räumen ästhetischen Maßstäben höheren Rang ein als dem „Pflegeleichten“. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß wir ein anderes Wohngefühl entwickelt haben, als es die bäuerliche und gewerbliche Welt der Vergangenheit hatte. Das Haus galt als Bergeraum, als Zuflucht vor Hitze und Kälte, nicht als ein lichtoffenes, einladend weit geöffnetes Gebäude.

Um Mißverständnissen vorzubeugen sei am Ende dieser Betrachtung über Denkmalpflege betont: Wir können weder bei Umwelt- noch bei Denkmal s e h u t z verharren; hätten wir das die Zeiten vor uns getan, gäbe es heute nicht die Vielfalt der Ausdrucksformen aus jeder Epoche. Der fast schon a la Mode- oder Schlagwort-gebrauchte Begriff Umweltschutz kann nur Teil bewußter Umweltgestaltung sein, in der überkommene und neu werdende Kulturgüter unsere Welt prägen. Das gilt für Stadt und Land gleichermaßen. Die Baugeschichte muß weitergehen, schöpferisches Gestalten aus dem Geist der Zeit kann und darf neben aller Bewahren nicht stagnieren.

IV.

Wie aber auch das urbanisierte Dorf die Symbiose zwischen ländlicher Tradition und städtischem Fortschrittsdrang in seiner äußeren Gestaltung löst, ein wichtiges Problem bleibt ihm: Wie kann es gemeinsame Heimat werden für Alt- und Neubürger?

Aus langer Erfahrung und ständiger Beobachtung werden viele bestätigen: Auch verstädterte Dörfer oder Industrieorte bleiben oder werden Heimat, d. h. auch sie vermitteln das Gefühl des Dazugehörens. Voraussetzung hierfür ist sicher zuerst das Bekanntsein, das Erkenntnis- und das Anerkanntwerden, wie es Wilhelm Brepohl formulierte, fernde die Kenntnis von Menschen und Dingen der Umwelt. In der Erinnerung leben Individualitäten von Persönlichkeiten

Perspektiven für die Zukunft unserer Städte und Dörfer
Herausgeber: Akademie für Politik und Zeitgeschehen, München 1971

Saffert, Erich
dittelbrunn
siedlung am brunnen des dietelo
Schweinfurt 1972

Wurzbacher, Gerhard
Wie human sind unsere Städte?
Der Verstärkerungsprozeß in sozialanthropologischer Sicht, in:
Perspektiven für die Zukunft unserer Städte und Dörfer, München 1971, S. 87-96

Wurzbacher, Gerhard
Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung,
Stuttgart 1954

Eine Zukunft für unsere Vergangenheit
Europäisches Denkmalschutzjahr 1975
Aufaktveranstaltung 20. Januar 1975 (Ansprachen und Presse-
spiegel)

Anmerkungen

1. H. Maier, Kunst und Zeit, S. 537
2. A. Mitscherlich, Thesen zur Stadt der Zukunft, S. 12, VIII, IX.
3. G. Wurzbacher, Wie human sind unsere Städte? S. 87-96
4. Vorbildhaft restaurierte Bürgerhäuser wurden in der Zeitung „Fränkischer Tag“ mit Bild und kurzem Text vorgestellt. Daraus entstand, bereichert um weitere Beiträge, ein Dokumentationsband: „Schöne Bürgerhäuser“, herausgegeben von der Stadt Bamberg und dem Fränkischen Tag 1975
5. H. Maier, Das Europäische Denkmalschutzjahr hat begonnen, *Schönere Heimat* 1975, Heft 1, S. 4
6. A. Mitscherlich, a.o.O. S. 41/42

Vorstehenden Vortrag hielt Frau Professor Dr. Elisabeth Roth (Bamberg) beim Bundestag des Frankenbundes in Schweinfurt am 27. April 1975. Er erschien mit Bildern im Druck in: *Schönere Heimat - Erbe und Gegenwart*. Hrsggbn. vom Bayerischen Landesverein für Heimatpflege e. V. 66-1975, 88-94.

Der Kreis der Jünger

Erinnerung und Dokumentation

Von Hermann Gerstner

Im Jahr 1926 kehrte ich nach meinem Examen als Studienreferendar von der Münchner Universität in mein Würzburger Elternhaus zurück, um in meiner Heimatstadt meine Doktor-Arbeit zu vollenden. Ich meldete mich auch bei literarischen Freunden: Rudolf Ibel war mir vom Gymnasium her bekannt, wo er schon als Schüler durch Rezitationen aus dem „Faust“ seine Liebe zu den Klassikern bekundet hatte; gemeinsam wanderten wir auch in der Jugendbewegung des „Wandervogels“ in die fränkischen Wälder hinaus. Dem lebensfrohen Alo Heuler war ich im germanistischen Hörsaal der Universität begegnet, er arbeitete gerade an seiner Novelle „Jago“. Ebenfalls seit Jahren war ich mit Oskar Kloeffel befreundet, der in Frickenhausen wohnte; dort gingen wir an den Ufern des Mains entlang und sprachen über seine Dramen „Die Sieben Schmerzen Mariens“ und „Die Schlacht bei Bergheim“. Ludwig Friedrich Barthel kam 1926 neu zu uns; der aus Marktbreit stammende Archivassessor war nach Würzburg versetzt worden, er hatte bereits eine Übertragung der „Antigone“ von Sophokles erscheinen lassen. In mehreren Zusammenkünften besprachen wir Fünf, daß wir in einem festeren Bund unsere literarischen Ziele ansteuern sollten.

Der damalige Würzburger Oberbürgermeister Dr. Löffler förderte unsere Pläne, auch die Gesellschaft für Literatur und Bühnenkunst, die über eine hohe Mitgliederzahl verfügte, nahm uns gern in ihre Reihen auf. Ich hatte dort bereits aus meinem Kiliansdrama, das bei einem Preisausschreiben der Stadt in die engste Wahl gekommen war, vorgelesen. Zu weiteren Lesungen wurden auch Heuler und Kloeffel eingeladen. Die Vorsitzenden der Gesellschaft – der Romanist Professor Franz und Schulrat Friedrich Schmidt hatten Verständnis für die Jugend nach dem I. Weltkrieg. Sie gewährten uns alle gewünschten Freiheiten für ein literarisches Eigenleben. Unsere Sprecher, Rudolf Ibel und der Literaturfreund und Forstamtmann Wilhelm Grimm, waren als 2. Vorsitzende in der Gesellschaft für Literatur und Bühnenkunst tätig und vertraten dort unsere Wünsche. Ebenso hatten wir auch das Ohr der Presse. Wir nannten uns „Kreis der Jünger“.

Am 22. Juni 1926 traten wir vier Autoren Barthel, Gerstner, Heuler und Kloeffel (in alphabetischer Reihenfolge) zum ersten mal als „Kreis der Jünger“ vor die Öffentlichkeit. Im dicht besetzten Grünen Saal der Harmonie lasen wir aus unseren dichterischen Werken. Kloeffel, der Älteste, war damals 33 Jahre alt, ich – der Jüngste – 23 Jahre. In seiner programmatischen Einführungsrede sagte Rudolf Ibel über unser Vorhaben: *Wir wollen kein Herd fränkischer Dichter und Künstler sein, es geht uns durchwegs um die deutsche Dichtung in ihrer Gesamtheit. Für uns in Würzburg kommt es darauf an, das Leben einer Stadtgemeinde in lebendige Beziehung zu bringen zu dem dichterischen Strome.*

Unsere Wirksamkeit galt weiterhin literarischen Vorträgen. Die Säle waren stark besucht, viele Zuhörer ließen sich als Mitglieder in unseren Kreis aufnehmen. Barthel sprach z. B. über Franz Werfel und George, Gerst-